

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 5

Artikel: Karl Spitzweg
Autor: May, H.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Karl Spitzweg: Schaarwache.

Karl Spitzweg. Von H. W. May.

Vor 125 Jahren, am 5. Februar 1808, wurde dem Kaufmann, bayrischen Landtagsabgeordneten und Assessor am Merkantilgericht München, Simon Spitzweg, ein Sohn geboren. Aus einem wohlhabenden und geistig regsamen Bürgerhause entstammend, blieb so Spitzweg sein Leben lang „Bürger“, ohne daß sein Bürgertum jemals in Konflikt mit seinem Künstlertume gekommen wäre. So wurde er zum unerreichbaren Meister des bürgerlichen Lebens und zum großen Schilderer des bürgerlichen Menschen, den er uns mit Laune und Humor, aber immer mit einer großen Hochachtung vor seinem innerlichen Werte darstellt.

Karl Spitzweg wuchs zu einem etwas schwächlichen und blassen Jungen heran und sollte nach dem Wunsche seines Vaters Apotheker werden, wie sein älterer Bruder Arzt, damit sich beide „in die Hände arbeiten“ könnten. Aber der kleine Karl vergnügte sich weitaus häufiger damit die Kunden in der Apotheke seines Lehrherren zu zeichnen, als ihnen Pflasterchen zu stoßen und Salben zu reiben. Dennoch bestand er sein Universitätsexamen mit Auszeichnung und besiegelte die Lehr- und Studienzeit mit einer lustigen Italienreise.

Zurückgekehrt begann er sich ernsthafte Gedanken über seine Zukunft zu machen. Am Ende derselben stand eine eigene Apotheke in seiner Vaterstadt München, aber vorher — das wissen wir von ihm selbst — wollte er in der Schweiz, in Zürich, Bern oder St. Gallen konditionieren. Es ist uns zwar nichts an Quellen erhalten, über den Weg, den er auf seiner Italienreise durch die Schweiz nahm. Aber dennoch muß Spitzweg gerade von der Schweiz große und bleibende Eindrücke empfangen haben, da anders sein Entschluß in der Schweiz zu konditionieren, nicht erklärlich wäre. Er muß Zürich besucht haben, St. Gallen passiert und

Bern kennengelernt haben. Es mag auch kein Zufall sein, daß er die Schweiz liebte — schweizerische Landschaftselemente sind aus vielen seiner Bilder zu lesen, — denn ihm, dem durch und durch Bürgerlichen, muß naturgemäß die schweizerische immer freibürgerliche Kultur und Lebensart eine verwandte Atmosphäre bedeuten haben.

Aber es sollte nicht zu seinem ersehnten Schweizer Aufenthalt kommen. Ein schweres Nervenfieber störte im Frühjahr 1833, vor genau 100 Jahren, als er sich schon reisefertig machen wollte, seine Pläne. Der darauffolgende Aufenthalt im Sanatorium des curiosen und kunstliebenden Dr. Zeuß brachte Spitzweg zum endgültigen Entschluß, den Mörser mit der Palette zu vertauschen.

Der Autodidakt hatte keinen einfachen Weg. Der „Arme Poet in der Dachkammer“, den wir heute als eines seiner poetischsten Bilder bewundern, wurde von den Zeitgenossen abgelehnt und auf Jahre gingen des verschüchterten Meisters Werke ohne Signum oder unter Decknamen in die Welt. Nur langsam wächst ihm eine kleine Gefolgschaft Verstehender und Bewundernder heran. Erst in der Zeit von 1878 bis 1884 finden seine Bilder Freunde und Anhänger.

Wer ist Spitzweg? — „Das da malte ein guter Mensch. Man findet wenige solcher Art unter den Künstlern von heute. Sie treiben alle Satire statt Humor zu haben, sind Kritiker statt Philosophen des Lebens. Sie sind keine — Schalk mehr, weil nur der durch und durch gute Mensch ein wirklicher Schalk sein kann. Der wahre Künstler ist aber immer Schalk zugleich“, sagte mir kürzlich ein alter Sammler, als er mir die Spitzwegs seiner Privatsammlung mit Stolz zeigte. „Wissen Sie“, fuhr er dann fort, „Spitzweg liebt man schon als Mensch, ehe man ihn als Künstler bewundert. Bei anderen kommt man vielleicht aus der Bewunderung gar nicht heraus, aber man kommt dann auch nicht dazu, den Künstler zugleich im Bilde mitzulieben. Solche

Leute entfernen sich dann von uns in die ganz große und hohe Kunstgeschichte. Aber Spitzweg — der bleibt bei uns!“ Er hatte recht! Mögen einige Spitzweg für den humorigen Schilderer der guten alten Zeit halten — auch das ist er und man kann ihn um dessentwillen allein schon lieben, — und ihn für nicht mehr halten als eben das. Wer Spitzweg wirklich kennt, weiß, daß er viel, viel mehr ist. Daß in diesen Wiedermeierstaffagen, hinter den Vatermördern und Bürgerwehruniformen, den Krinolinen und Brusttüchern nur ein Schalkwerk steckt, das er auch mit uns heutigen noch treibt. In Wirklichkeit sind diese komisch-pedantischen, aber wohllehrbaren und tüchtigen Bürger und Handwerker, die gravitatischen Amtspersonen, die armen Poeten und verstaubten Bibliothekare, die hübschen Mädchen und die stolzierenden Junggesellen, alle die Sonderlinge, Dachstubenbewohner, Kaktusammler, Alchemisten, Sternguter und Schmetterlingsfänger noch heute unter uns in Gassen und Winkeln, die seither auch nur ein wenig das Kleid gewechselt haben, oder stolzieren in den Städten und Städten, die heute noch auf demselben Fleck stehen als dazumal, begrüßen sich, necken sich, lieben und hassen sich, genau wie damals in Spitzwegs „guter, alter Zeit“. Nur daß sie ein wenig „moderner“ sind im Neuzeren und Unwichtigen und wir sie daher leicht übersehen. —

Spitzweg nur als launigen Schilderer biedermeierlichen Lebens zu lieben, heißt ihm also nicht voll gerecht werden. Er war ein guter Mensch, der die Menschen von Grund auf verstand, Menschen, die sich unter den wechselnden Moden und Zeiten ja im Grunde gleich bleiben. Und darum werden uns seine Bilder auch immer nah bleiben.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

5

Ich abonnierte von meinem Taschengeld auf einen Stellenanzeiger, in den ich mich vergrub, sobald ich ihn dem Postboten aus der Hand gerissen. Ich drängte den Vater und brachte ihn so weit, daß er einige Male nach Zürich fuhr, doch immer wieder kam er unverrichteter Dinge heim; er betonte in Antwort auf meine Enttäuschung, daß ich es nicht nötig habe, unter Fremden mein Brot zu essen, und daß er wenigstens in Ruhe ein passendes Haus für sein Kind suchen wolle.

Endlich schlug doch noch meine Stunde. Er kam zurück und hatte eine „sehr feine“ Stelle für mich gefunden als Stütze der Hausfrau in einer Fremdenpension. Die Dame sei sehr gebildet, sagte er, ich würde zur Familie gerechnet werden und bekäme für den Anfang ein Taschengeld von vierzig Franken im Monat. Diese Frau Marga Hüppi, ihr Mann war ein berühmter Bildhauer, hatte ihm ausnehmend gefallen. Eine feine, eine ganz feine Frau!

Ich weiß nicht warum, aber in der Art, in der mein Vater von ihr sprach, klang für mich etwas Unheimliches — ich hatte ihn noch nie lebhaft von einer Frau reden hören, ich mußte an den Wahn des Mortimer denken, wenn er von der Maria sprach — aber das fuhr mir nur so blitzmäßig durch mein Hirn — sonst stand meine ganze Siebzehnjährigkeit vom Scheitel bis zur Sohle in Feuer und Flammen über die Aussicht: nach Zürich! Endlich, endlich in die Welt, ins Leben hinaus!

Die Frau Hüppi hatte zur Bedingung gemacht, daß ich ihr gefallen müsse und den Vater gebeten, mich in den nächsten Tagen zur Vorstellung nach Zürich zu schicken. Ich sehe mich, mein Andreas, erwartungsvoll im Salon meiner neuen Herrin stehen, groß, kräftig, im verlängerten

Konfirmationskleid, dessen Ärmel von allem Anfang an unabänderlich schlecht gefesselt hatten und die mir keine rechte freie Bewegung erlaubend, die Befangenheit meiner Seele noch erhöhten. — Ich schaute mich, wartend, in dem geräumigen Zimmer um. Niedere Divans mit weichen orientalischen Teppichen belegt, umreichten die Wände, eingelegte Cederholztaburetts, hochfüßige elektrische Stehlampen mit bunten, perlenbefraunten Schirmen waren zwischen bequemen Sesseln verstreut. In der Mitte des Zimmers stand ein mächtig großer runder Tisch, auf dem durcheinander Bücher, Zeitschriften und Tageszeitungen lagen. Mitten in dem Wust von Papieren und roten und gelben Buchdeckeln blühten aus einer durchsichtigen flachen Glasschale tiefblaue Enziane. Ueber ihnen hing schwer und drückend ein reich verschnörkelter goldener Lüster. Ein Frösteln durchschüttelte mich. Wie unzählige traurige Augen sahen die Blumen zu mir herüber und fragten: wo ist die Sonne? Meine Knie zitterten, ich fühlte nur noch: könnte ich fort, schnell wieder fort von hier!

Da trat Frau Hüppi ein. Wie soll ich dir meine Ueberraschung beschreiben? In meinem Leben hatte ich etwas so Schönes, Heiteres, Anmutiges noch nicht gesehen. Eine Duftwolke herausschenden Wohlgeruchs breitete sich um mich aus, ich starrte der zauberhaften Erscheinung ratlos ins Gesicht, während ich sie wie ein Unglaubliches auf mich zukommen sah, ihre Hand auf meiner Schulter fühlte und eine klingend weiche Stimme sagen hörte: „Sieh da, dies also ist Anna Keller, ein liebes Kind, wie mir scheint! Arme Kleine, Sie sind ohne Mutter aufgewachsen, denken Sie, auch ich habe meine Mutter nie gekannt. Ich will Ihnen Mutter sein, Sie sollen es gut bei mir haben!“ — Dabei schob sie, als kennten wir uns schon lange, ihre Hand unter meinen Arm und führte mich in mein zukünftiges sauberes freundliches Zimmer, das im dritten Stock, zwischen dem Stübchen der Haushälterin, Fräulein Liever, und der Kammer lag, in der Lydia und Pauline, Stubenmädchen und Köchin, zusammen schliefen. Als ich Frau Hüppi verließ, war ich wie mit schwindelerregendem Getränk angefüllt, unfähig mich zu rühren. Bewegungslos stand ich vor dem Hause auf dem Bürgersteig, fühlte die elektrische Bahn, die Häuser, die Menschen im Kreise um mich herumtanzen, und erst der dreiste Anruf eines halb-wüchsigen Burschen, der mich im Vorbeigehen fleghaft anstreifte, weckte mich aus meiner weltenfernen unbegreiflichen Versunkenheit.

Acht Tage später, beim ersten Nachtessen im Hause Hüppi, erhielt ich den untersten Platz am Pensionstisch. Die sogenannte Familienpension beherbergte damals etwa vierzehn Gäste, zu meinem Staunen nur Herren. Ich könnte dir noch jedes Wort sagen, das an jenem Abend gesprochen wurde. Man unterhielt sich mit lauten Rufen des Bedauerns vom Tod einer berühmten Schauspielerin. Plötzlich warf Frau Hüppi über den Tisch: „Wer von Ihnen, meine Herren, kann es leugnen, daß er die arme Paulucci jetzt nur deshalb mit so viel Eifer betrauert, weil sie schön, göttlich schön war? Was für ein Rätsel ist doch die Schönheit!“

Nun hättest du hören sollen, Andreas! — Frau Anna konnte ein belustigtes Lächeln nicht unterdrücken — Andreas, hättest du das hören können wie die Herren in Hitze gerieten: Worte, Worte — Blechstaub, Freilicht, Geisteszuder wirbelten über die käsebestreuten Maffaroni hin, und ich sah mit offenem Munde, verwirrt von soviel klugem Gerede, von dem ich nichts zu fassen vermochte. Dem ehrlichen Hüppi aber wurde es zuviel, er stand auf und ging noch vor dem Dessert hinaus.

Als ich an jenem Abend heiß von allem Erlebten in mein Bett schlüpfte, erstand Frau Hüppis Anmut greifbar nah vor mir: das grauseidene Faltenkleid, das die volle Rundung ihrer Brust und ihre schlanken Hüften umschloß,